

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 19.

Samstag, 23. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(90. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Stowronnek.

Georginne zog ihre Hand zurück und stand auf. Ein schelmisches Lächeln lag auf ihrem Gesicht. „Herr Hegemeister Krummhaar . . . ich kann nicht mehr sagen: sprechen Sie mit meinen Eltern. . . . Mein, schreiben Sie an Ihre Söhne, daß Sie auf Ihre alten Tage, wenn Sie Pension nehmen, mit der Tante Georginne zusammenziehen wollen. . . . Sie müßten sich allerdings mit mir der bösen Welt wegen in aller Stille von dem Standesbeamten trauen lassen. . . .“

Jetzt sprang der alte Herr auf und faßte sie um. „Georginne, ist das dein Ernst?“

„Ja, mein Adam . . . aber nun ganz vernünftig, wie es sich für zwei so alte Leute schickt.“

Hand in Hand saßen sie nebeneinander auf dem Sofa. „Meine Kinder wissen es schon. . . . Dein Fritz auch. Er freut sich schon darauf, mich als liebe Mutter anreden zu können.“

„Ja, ja“, meinte der Hegemeister lachend. „So was kommt von so was . . . ein Urgroßvater, der sich ein junges Weib nimmt. Da ist der Forstmeister ja noch der reine Waisenknabe gegen mich. Georginne, ich bitte dich bloß um eins: den Mund halten, bis wir auf dem Standesamt sind.“

„Das will ich dir versprechen, Adam. Aber nun wollen wir uns mal darüber klar werden. . . . Du nimmst zum Frühjahr Pension.“

„Einverstanden.“

„Die Wera heiratet im Winter. . . .“

„Das stimmt nicht. . . . Das weißt du noch nicht. . . . die Wera ist nicht Witwe. . . . ihr Mann lebt noch. . . .“

„Das ist mir egal, die Wera heiratet im Winter.“ Der Hegemeister schüttelte den Kopf, aber er wagte keinen Widerspruch mehr. . . . „Der Forstmeister nimmt auch zum Frühjahr Pension.“

„Da bist du sehr im Irrtum, den kenne ich besser.“

Georginne lachte über das ganze Gesicht. . . . „Ich habe es ihm schon geschrieben. Er muß doch Wechseln übernehmen. . . . Ich habe mich genug geradert in meinem Leben, ich will noch ein paar Jahre Ruhe haben. . . . Ich habe gestern den Platz neben der Kirche in Wasdehnen gekauft. . . . da wird uns der Krause ein hübsches Häuschen hinsetzen. . . . Wenn wir von der Hochzeitsreise zurückkommen, ist es fertig. . . .“

„Hochzeitsreise. . . .?“

„Natürlich. . . . Du sollst es nicht schlechter haben als mein Schwiegersohn. . . . Wir machen genau dieselbe Reise. . . .“

Krummhaar legte den Arm um sie: „Georginne, du bist doch ein Brautweib.“

„Ja, aber ich muß so alt werden, um das zu hören. Aber nun sind wir ja beide im reinen, nun ruf mir mal die Wera rein.“

„Mit wem willst du sie denn heiraten?“

„Das weiß ich noch nicht. . . . erst muß ich mir mal Klarheit verschaffen, was denn überhaupt mit ihr los ist. An den Mann glaube ich nicht. . . . Du kannst in-

zwischen zum Assessor rüber gehen, damit ihm nicht die Zeit lang wird. Aber gib dich nicht gleich als glücklicher Bräutigam zu erkennen.“

„Komm mal her, mein Kind“, sagte sie zu Wera, die mit verlegener Miene hereintrat. „Komm, setz' dich hier neben mich. . . . So, mein Kind, ich habe etwas sehr Wichtiges mit dir zu besprechen. . . . Du hast leider keine Mutter mehr, da mußt du schon denken, ich wäre deine Großmutter, der du dein Herz öffnen sollst.“

Mit unbewegter Mine saß Wera, hochaufgerichtet, neben ihr. „Ich wüßte nicht, was ich Ihnen anzuvertrauen hätte.“

„Ich will mich nicht in dein Vertrauen drängen, mein Kind, aber zwischen Frauen bespricht sich so etwas leichter.“

„Ach, Sie kommen wohl im Auftrage des Herrn Assessors?“

„Du hast dich wohl versprochen. . . . Wolltest du nicht Mooslehner sagen?“

Weras Gesicht war in einem Augenblick wie mit Blut übergossen. Sie erhob sich schnell. „Weischalene, an mir werden Sie sich keinen Kuppelpelz verdienen. Ich bin eine verheiratete Frau.“

Weischalene stand auf und faßte sie um. „Kindchen, daran glauben bloß die Männer. . . . Wir müssen Sie das nicht erzählen. . . . ich bin schon zu alt dazu. . . . Und ich weiß, was das heißt, einen Mann lieb haben, mehr zu lieben als das eigene Leben.“

Sie zog sie an der Hand nach dem Sofa. Wera folgte ihr willenlos. . . . In ihr schrie es. . . . „raus aus der Lüge“. . . . Schluchzend barg sie ihr Gesicht an der Schulter der alten Frau, die ihr sanft mit der Hand über den Kopf und die weißen Backen strich. . . .

Dann kam es leise wie ein Hauch von ihren Lippen: „Tante Weischalene. . . . ich habe keinen Mann. . . . mein Kind hat keinen Vater. . . .“

Jetzt legten sich die Arme der alten Frau um sie. . . .

„Ich habe das alles erfunden. . . . Erst die Witwenschaft aus Angst vor dem Großvater und dann den Mann, als Mooslehner um mich warb. . . . Ich konnte es ihm doch nicht sagen.“

„Das verstehe ich alles“, sagte Weischalene ruhig, und ein gütiges Verstehen lag in ihrer Stimme. . . . „Du hast ihn sehr geliebt. . . .“

„Mehr als mein Leben. . . . Er war Inspektor auf dem Gut. . . . gegen Abend kam die Bande vor das Schloß gezogen. . . . Die Männer schossen aus den Fenstern. . . . Die Bande wich zurück. . . . Eine Viertelstunde später flammten die Wirtschaftsgebäude auf. . . . Ich lag in meinem Zimmer auf den Knien und betete. . . . Da kam er zu mir rein, einen Streifschuss an der Stirn. Ich sprang auf und wischte ihm das Blut ab. . . . „Wera“, sagte er zu mir, „das wird unsere letzte Nacht sein.“

Weischalene bog sich zu ihr und küßte sie auf die Stirn. . . . „Du armes Kind, du. . . . brauchst mir

nichts mehr zu sagen.“ In fester Umarmung saßen die beiden Frauen lange. Dann beugte sich Wesskhalene zu Weras Ohr. „Ist er gefangen oder tot. . .?“

„Tot. . . Er hatte einen Schuß durch die Brust bekommen. . . Am Morgen kamen die Revolver Dragoner und befreiten uns.“

Die Schatten der Dämmerung erfüllten das Zimmer. Georginne stand auf. „Laß die Toten ruhen, mein Kind. . . Das Leben hat auch sein Recht auf dich. Du bist jung und schön. . . Der Assessor ist in dich verliebt bis in die Fingerspitzen. Sei offen zu mir, Kind, ich stehe dir näher, als du vermutest. . .“

„Nein, Tante. . . der Assessor hat nichts bei mir zu hoffen.“

„Na, dann ist es der Mooslehner. . . Ich bin sehr mit dir einverstanden. Art paßt besser zu Art.“

„Tante, nein, ich heirate nicht. . .“

„Das überlaß du ruhig mir, mein Kind. Das Leben ist so lang. . . und du brauchst einen Vater für deinen Jungen. . . Nun weine nicht. . . Unsere Tränen müssen bloß mal laufen, wenn sie nötig sind für den Mann. . . oder still im verborgenen. . . Gute Nacht, mein Kind. . .“

„Gute Nacht.“

23. Kapitel.

Mit einem verheißungsvollen Lächeln empfing Fedora den eintretenden Stanislaw. „Oh, Herr Graf, ich muß um Verzeihung bitten. Wenn ich das geahnt hätte. . .“

„Sie irren sich auch diesmal wieder, mein Fräulein. Ich bin kein Graf und ebensowenig adlig wie Sie. Das ist mein Spitzname.“

Fedoras Lächeln erstarb. „Ach ja. . . Das war allerdings ein Irrtum. . . Es ist gut, Sie können gehen, ich habe jetzt nichts für Sie. Gegen Abend müssen Sie mit einem Telegramm nach Lasdehnen gehen.“

Sie nickte ihm herablassend zu und wandte sich zum Tisch, um sich ein Zigaretten anzuzünden. Stanislaw trat neben sie und griff auch in die Schachtel. Sie maß ihn mit einem erstaunten Blick von oben bis unten. . .

„Was soll das heißen?“

„Daß Sie sich wieder geirrt haben.“ Er faßte in die Brusttasche seiner Jacke, zog eine elegante Brieftasche hervor und entnahm ihr ein Papier, das er ihr mit zwei Fingern überreichte. . . „Kennen Sie das?“

Unwillkürlich war Fedora einen Schritt zurückgetreten. . . „Verzeihen Sie, das habe ich nicht vermuten können. . . Sie haben bisher immer in meinem Auftrag gehandelt. . .“

„Nur soweit ich es für richtig und nötig hielt. Den Ausweis erhielt ich nur für solch einen Fall, wie er jetzt eingetreten ist.“

„Und was bestimmen Sie jetzt?“

„Sie fahren heute nachmittags ab. Das Ziel steht Ihnen frei. Ich bleibe hier, um das Lager irgendwohin wegzuschaffen, sobald aus Rußland Order kommt. Hier hat es keinen Zweck mehr.“

Fedora nickte zustimmend. „Was ist mit der Dogge geschehen?“

„Die habe ich freigelassen. Sie ist ihm nachgelaufen.“

„Werden wir nicht bei der Abfahrt von den Bauern Schwierigkeiten haben?“

„Das überlassen Sie mir.“

Eine Viertelstunde später ging „der Graf“ ins Dorf. . . Er sah jetzt nicht wie ein Knecht aus, sondern wie ein Herr. Er ging von einem Bauern zum anderen und bezahlte, was sie noch an Fuhrlohn zu fordern hatten, „im Auftrage des Herrn von Baleski“. Zuletzt sprach er beim Dorfshänken vor, der ihn etwas erstaunt, aber sehr freundlich empfing.

Bis jetzt hatte er ihn immer gequält. Jetzt sagte er: „Herr Stanislaw. . . was bringen Sie Gutes? Der Herr Baron schickt wohl die Raadvacht? . . . Darf ich Ihnen ein Schnäpschen anbieten?“

„Ich danke sehr. . . Ich komme bloß, um Ihnen mitzuteilen, daß der Baron, wie Sie ihn nennen, vor einer Stunde mit einem kleinen Koffer weggegangen ist und, soviel ich weiß, nicht wieder zurückkommen wird.“

„Was, der Baron ist ausgerückt? Da soll doch gleich. . .“ Er riß die Tür nach der Gesindestube auf. . . „Lauf mal einer gleich zum Gendarm, er soll gleich nachreiten nach der Bahn.“

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Gemeindevorsteher. Der Herr von Baleski ist über die grüne Grenze nach Rußland. . .“

„Oh, ich Esel, ich Esel. Das schöne Geld. Weshalb habe ich nicht Kaution stellen lassen? Jetzt werde ich das den Bauern bezahlen können. . .“

Stanislaw stand auf und zuckte die Achseln.

„Das geht mich nichts an. . . Der Baron hat mir bloß das Geld für die Fuhrn hier gelassen. Sie haben noch für zehn Fuhrn 60 Mark zu bekommen. Hier sind sie. . . Bitte mir die Quittung zu unterschreiben. . . Ich bleibe vorläufig noch hier. . . Es ist nicht unmöglich, daß ich noch Fuhrwerk brauche, um die Kisten wieder wegzuschaffen.“

„Aber gern, Herr Stanislaw, sehr gern.“

(Vertikale Folie)



Die Erfahrungen anderer kannst du wohl benutzen, aber des Lebens Schule bleibt dir nicht erspart.

Stimmungsbild aus Tsingtau.

(Originalbericht.)

Tsingtau, 28. November 1914.

Liebe Eltern und Schwester!

Seit vorgestern besteht die Möglichkeit, daß Briefe von hier nach Deutschland gelangen und ich benutze deshalb sofort die Gelegenheit, Euch ein Lebenszeichen von mir zukommen zu lassen. Ich will vorerst bemerken, daß es mir sehr gut geht und daß ich während der Belagerung Tsingtaus keinerlei Schaden genommen habe.

Wie ich Euch ja in meinem letzten Brief bereits mitteilte, war ich als Landsturmmann eingezogen und tat als solcher auch ca. 3 Wochen Dienst. Dann aber wurde mir das ganze Schlachtvieh, das zur Versorgung Tsingtaus während der Belagerung angetrieben war, unterstellt. Ich hatte anfangs über 800 Ochsen und 1800 Schweine zu versorgen. Ihr könnt Euch denken, daß dies keine Kleinigkeit war, und daß ich von morgens bis abends auf den Weiden war resp. im Wagen zu den einzelnen Plätzen, wo das Vieh aufgestellt war, hinfahren mußte. Es machte mir viel Spaß.

Wie Ihr ja aus Telegrammen schon erfahren haben werdet, ist Tsingtau am 7. November gefallen, nachdem unsere Artillerie sich vollkommen verschossen hatte; mehrere Batterien hatten schon seit Tagen keinen Schuß mehr. Da war es natürlich leicht für die Japaner, mit der 10fachen Übermacht Tsingtau zu stürmen. In Tsingtau hatten wir rund 4200 Soldaten, während die Japaner mit rund 40000 Mann vor Tsingtau lagen. Es ist ein Glück, daß wir so wenig Verluste hoben; nur ca. 150 Mann sind auf unserer Seite gefallen, während die Verluste der Japaner auf 12000 Tote und 6000 Verwundete angegeben werden. Angesichts dieser Zahlen kann man ruhig sagen, wir haben in Tsingtau unser Menschenmöglichstes getan; wir haben unsere Leute so viel wie möglich geschont und dem Feind, dem so Tsingtau nie standhalten konnte, sehr große Verluste beigebracht. Das erkennen die Japaner auch selbst an; sie haben gesagt, angesichts der 4000 Mann Besatzung, „sie hätten zwar Tsingtau genommen, gesiegt aber hätten wir“.

Ich brauche Euch ja nicht zu erzählen, daß es die letzte Woche, als die Japaner ihre Artillerie in Stellung gebracht hatten und nun von Land und von See nur auf Tsingtau losbohrten, recht ungemütlich war. Man verlockt sich in die Keller und übernachtete auch dort. Auf den Straßen flogen auf allen Seiten die Granaten ein. Anfangs wurde man nervös, aber schließlich hatte man sich daran gewöhnt. Ich für meinen Teil mußte ja immer draußen sein und recht oft

mitten durch den Granat- und Schrapnellregen fahren. Es ist mir Gott sei Dank niemals etwas passiert. Nur einmal wurde mir von einer 15-Zentimeter-Granate, die 20 Schritt von mir explodierte, die rechte Gesichtshälfte etwas verbrannt. Jetzt ist aber davon schon nichts mehr zu sehen.

Unsere aktiven Soldaten, die Reserve und die Landwehr haben die Japaner in Gefangenschaft nach Japan geführt, während der Landsturm hier geblieben ist. Wie alles Fiskalische, so haben die Japaner auch alle meine Einrichtungen bei der Hochschule beschlagnahmt, und ich habe jetzt nichts zu tun. Man hungert den ganzen Tag herum und sammelt Neuigkeiten von Europa, die die Japaner bis heute noch nicht hereinlassen. Man lebt hier seit Wochen und Monaten ganz von der Welt abgeschlossen. So einzelnes scheidet ja bei den Japanern durch und wir freuen uns über jeden Erfolg, den wir in Frankreich, England oder Rußland erzielen, aber immer fehlt doch die offizielle Bestätigung. Am 1. Dezember soll Tsingtau wieder ganz geöffnet werden; dann werden auch wieder Zeitungen nach über dreimonatiger Pause nach Tsingtau gelangen.

Die Japaner haben sich bis jetzt hier in Tsingtau tadellos benommen. Sie sorgen für alles und ihre Polizei arbeitet sehr gut. Dies alles aber sicher nur, weil wir zu Hause so großartige Erfolge haben.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die verkannten Griechen. Alle Pariser Theater, die geöffnet sind, stehen den Soldaten, die sich zur Erholung von ihren Wunden in der Hauptstadt aufhalten, zur Verfügung. So kam es, daß jüngst ein Krupp Senegalschützen in der Comédie Française einer Aufführung der „Andromache“ von Racine beiwohnte. Wenn man behaupten wollte, meint der „Cri de Paris“ dazu, daß diese schwarzhäutigen Gefellen einen besonderen Gefallen an den Versen Racines gefunden haben, so würde man sich wohl einer Übertreibung schuldig machen; aber wenn auch dieser oder jener einmal verstoßen

gähnte, so sahen sie doch im allgemeinen alle unverdrossen die Schauspieler an. Plötzlich fuhren die Schwarzen aus ihrem Dämmerzustand auf. Wie gebannt starrten sie auf die Bühne; denn dort marschierten mit nackten Beinen und der Tunika bis zum Knie die Soldaten des Bizrus vorüber. Jetzt wußten sie Bescheid. Und „Hoch die Highlanders!“ schrien sie wie aus einem Munde, wie sie es so oft von ihren weißen Kameraden beim Anblick der Schotten gehört hatten, und bereiteten den verkannten alten Griechen eine stürmische Ovation . . .

Der Schrei nach dem Infanteriepulver. Ein Kanonier sendet vom östlichen Kriegsschauplatz einer Zeitung in Heiligenstadt folgenden gereimten Stofzenjer:

Wir kämpfen hier im Rußland,
Im Land der „sauberen Leute“,
Vom Fuße judt's uns bis zur Hand
Und rötet uns're Hütel!

Wir sitzen hier im Unterland
Und müßten „Kleinvieh“ jagen,
Das zahlreich lebt im Zarenland,
Die Namen will ich sagen:

An „Flößen, Wangen, Säusen“
Ist Rußland groß und reich;
An Ratten und an Mäusen
Kommt wohl kein Staat ihm gleich!

Dem Deutschen wird das peinlich —
Das läßt ihm keine Ruh' —
Und weil er brav und reinlich,
Macht Jagd er immerzu.

Drum: wenn von Liebesgaben
Aus unserm Heimatland
Noch „Zacherin“ zu haben —
Wir nehmen's gern zur Hand.

Wir paden uns're Feinde,
Voll Mut und Energie,
Und wollen auch vernichten
Das russische — — „Lausevieh“!

2 Neues vom Büchermarkt. 2

Kriegslyrik.

* Schon jetzt läßt sich die Fülle der Kriegslyrik, die aus der großen Begeisterung unserer Tage entstand, kaum überschauen, noch weniger ihr innerer Wert ruhig und sicher beurteilen. Eins kann aber jetzt schon gesagt werden, daß in dieser drängenden Hochflut doch einige Dichtungen hervortreten, die auch als Kunstwerke der überwiegend doch nur rhetorischen Zeitpoesie aus den Jahren 70/71 weit überlegen sind; in diesen wiederum wird man noch nach Jahrhunderten die ungeheure Kraft ursprünglicher Empfindung bewundernd nachzuerleben können.

Zu den Verufenen, denen so die Gabe verliehen wurde zu flammender Rede, gehört auch Rudolf Presber. Und wenn manche andere jetzt erst die großen vaterländischen Ideale wiedergefunden haben, braucht der Dichter nur dem treu zu bleiben, was er lange schon als innerste Überzeugung verkündete. Seine Sammlung „Der Tag des deutschen Kriegsgedichts“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), vereinigt in sich alle Stimmungen, die unsere heiße Erregung geboren hat, den kräftigen Haß, die todesmutige Kampfesglut, heilig fromme Ergebung, aber auch schneidenden Spott und grimme Verachtung. Die Form verrät den Meister, oft hört man Schillers edles Pathos wieder klingen, ein künstlerisches Maß ist überall in diesen löhnenden Sprachmelodien gemahnt. Sie haben zum großen Teil schon Tausenden Freude bereitet. Diese Dichtungen, an deren Sammlung Presber bei uns in Wiesbaden die letzte Hand anlegte, werden sicher später nicht fehlen unter dem Besten, was als Ernte von poetischer Frucht dieser Zeit gesondert werden wird.

Auch Hermann Kienzl findet in seinen Zeitgedichten „Auf bebender Erde“ (Wreslau bei S. Schottländer, A. G.) die rechten Töne für das, was uns alle bewegt. Der Deutsch-Osterreicher, der jetzt in Berlin lebt, freut sich von Herzen der brüderlichen Waffengemeinschaft, besonders charakteristisch in Form und Gestalt erscheinen einige Sonette im Dornisch und schwarz zugespitzte Epigramme, Granatplitter. Auch vollständiger Humor findet oft glücklichen Ausdruck.

Kris Droys Gedichte „Stirb oder sieg“ (Mannheim, Hofbuchdruckerei Max Dahn u. Co., Wolf und Viktor Gengenbach) haben schon bei ihrer ersten Veröffent-

lichung in bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften verdienten Beifall gefunden. Ein feingebildeter Essayist, hat der Dichter es doch verstanden, aller Reflexion sich fern zu halten, den Stimmungsgehalt kraftvoll zu konzentrieren. Das vornehm ausgestattete Büchlein verdient weiteste Verbreitung. Nur empfinden wir die „Mahnung“ auf S. 14 als barbarischen Mißklang. Solche Dinge überlassen wir lieber unseren Gegnern wie etwa Mr. Wells zu sagen, wir sollten auch im wilden Hase nicht vergessen, was deutsche Herzensbildung bedeutet.

Wer nun in handlicher Form das Schönste, was von kriegerischer Lyrik überhaupt erschienen ist, zusammen genießen will, der greife nach der Sammlung, die Walter Eggert Bindegg unter dem Titel „Der deutsche Krieg in Dichtungen“ vereinigt hat. (E. S. Bedische Verlagshandlung, Oskar Bed, München.) Der Name des Herausgebers trägt für die feinsinnig scheidende Auswahl. Es sind da alle klingenden Stimmen zu einem mächtigen Chöre vereint, der die erhabene Größe der Zeit, Not und Begeisterung des deutschen Volkes zum Tönen bringt. Nicht nur Namen von Berühmtheit finden sich hier, sondern auch bis jetzt unbekannt Dichter sind aufgenommen, denen das gemaltige Erleben die Junge löste. Mit Recht ist die Anordnung des Buches nicht nach literarischen Gesichtspunkten getroffen, das Werden der Dinge selbst bestimmt die Gliederung. Wir erleben so die großen Tage des Losbetrugs, dann heißt es: Feinde ringsum, Deutsch-Osterreich über alles, die Truppen ziehen ins Feld, Schlachten und Siege, deutsches Volk, endlich Ausblick. Der Herausgeber selbst hat einen kräftigen Danksatz gegen England beigeheuert, von unseren heimischen Dichtern finden wir Leo Sternberg mit mehreren Stücken vertreten.

Romane, Romane.

* „Das flammende Rädchen.“ Roman von Paul Oskar Höder. Verlag Ullstein u. Co., Berlin. 1914. Die sommerlich bunten Landschaftsgärten unter den Gängen des herrlichen Taurus sind der Hintergrund des Romans, dessen Freiluftkapitel sich wie ein unterhaltendes Pavier der Gartenkunst lesen. Das neueste Werk Höders trägt seinen Namen von einer orangegelben Kissenart, die auf eines

Ausstellung im Krystallpalast in London den zweiten Preis bekommt und das Ansehen der deutschen Blumenzucht dadurch bedeutend hebt. Katharina Vuy in Sonnenberg bei Wiesbaden, hat auf verschiedenen Schulen Gartenbau studiert, war im Hause des Geheimrats Erl als „Gartendoktor“ angestellt, erweiterte ihre Kenntnisse bei der Weltfirma A. F. Ducton in Buckinghamshire, um dann unter den größten Schwierigkeiten und Mühen ihre reichen Erfahrungen selbstständig zu vermerken. Mit viel Fleiß und Ausdauer gelingt ihr die Zucht der neuen, großblühenden Nelke, und damit wird ihr trotz aller Anfeindungen schließlich doch der Weg zu Zukunft und Glück geebnet. Wahr, trozig und herb zeichnet Höder diese Mädchenfigur, die sich viel Sympathie zu erwerben versteht und an deren Schicksal der Leser noch mehr Anteil nimmt, weil der Existenz-Kampf, gleichzeitig der Kampf um eine große, reine, an Berechnung und Hochmut gefährdete Liebe ist. Paul Oskar Höder hat geschickt verstanden, eine mondäne Intrigue mitten hinein in das elegante Kurleben Wiesbadens zu verlegen, und hat die Gelegenheit nicht veräußert, das Leben und Treiben eines eleganten, internationalen Publikums zu schildern. Hierdurch gewinnt das Buch jedoch für „die Einheimischen“ besonderes Interesse und wird, zumal es sich leicht und fließend liest, manche Freunde erwerben.

„Schwert und Mühle.“ Kriegeroman von Alfred Funke. (Verlag von W. Bobach u. Co., Berlin.) Es lohnt sich kaum, diesen neuen Roman auf seine künstlerischen Qualitäten hin zu prüfen. Dichterische Werte vermag er uns nicht zu bieten, aber man liest das Buch doch gern, das einem weiteren Leserkreis dient und in recht lebendigen Bildern die großen Ereignisse der Zeit auf die Wand wirft. Die Liebe des Soldaten zu einer Engländerin spielt dazwischen, und der Schluss weist auf künftige Veröhnung hin.

Im Verlag von Chr. Limbarch (Artur Venn), Wiesbaden, erschien ein Büchlein „Was sich Sonne und Mond erzählen“ von Hedwig v. Neua. Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich eine hier in der Gesellschaft bekannte und beliebte Offiziersfrau, die sich jetzt ganz mit Eifer der Kriegsfürsorge widmet. So hat sie auch den Reinertrag des Büchleins für das Rote Kreuz bestimmt. Sicherlich wird das außerordentlich geschmackvoll und elegant ausgestattete Werkchen Anklang finden und so der guten Sache gedient werden.

Jugendbücher.

„Treueste vereint!“ Eine Geschichte aus dem gegenwärtigen Kriege. Deutschlands und Osterreichs Jugend erzählt von Ferdinand von Schorn. Illustriert von E. und A. Student. (Verlag von Georg Wigand in Leipzig.) Die Erzählung „Treueste vereint“ feiert die Bundesstreue der beiden Kaiserreiche Deutschland und Osterreich-Ungarn und die Waffenbrüderschaft ihrer Heere auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Im Mittelpunkt der Handlung stehen ein junger Reichsdeutscher und ein ihm innig verbundener junger Osterreich.

„Der Fahnenträger von Verdun.“ Eine Geschichte aus der Kriegszeit des Jahres 1914. Der reiferen Jugend erzählt von H. F. Stauffer. Illustriert von Arno Schumann. (Verlag von A. Anton u. Co., Leipzig u. Berlin.) „Der Fahnenträger von Verdun“ ist ein junger Mann von 17 Jahren, der sobald der Krieg erklärt ist, von der Schulbank hinweg zur Fahne eilt, um sich, voll hoher Begeisterung, dem Vaterlande zu weihen.

Humoristika.

Die „Liegenden Blätter“ (Verlag Braun u. Schneider, München), die stets ein Spiegel der Zeiten waren und alles, was jeweils im Volke lebte und webte, mit gesundem deutschem Humor schilderten, haben auch die großen Ereignisse der heutigen Tage in den gegenwärtigen Stoff ihrer Spalten aufgenommen. Dabei kommt naturgemäß nicht nur der Humor allein zur Geltung, sondern es werden auch in stimmungsvollen patriotischen Beiträgen in gebundener und ungebundener Form und in Bildern hervorragender Künstler die Leiden und Freuden dieser gewaltigen Zeit zur Darstellung gebracht.

Verschiedenes.

„Arznei- und Genußmittel“ ihre Segnungen und Gefahren. Von Professor Dr. F. Müller. Wissenschaft und Bildung, Bd. 123. (Quelle u. Meyer, Leipzig.) Ein Büchlein wie das vorliegende ist gerade in unserer Zeit besonders zu begrüßen. Denn während auf der einen Seite die Erforschung der Arzneimittelmittelwirkung die größten wissenschaftlichen und praktischen Erfolge erzielt, wird andererseits die leidende Menschheit mehr denn je durch Skrupulöser, Anhänger der verschiedensten „Naturheilmethoden“, durch Aboitel der sogenannten „Christlichen Wissenschaft“ u. a. an Leben und Gut bedroht. Der Verfasser gibt uns zunächst einleitungsweise einen Überblick über die Entwicklung der Arzneikunst von der Urzeit bis in die jüngste Gegenwart. Er zeigt, daß kein Wesensunterschied zwischen einer „natürlichen“ Heilmethode und den Methoden der Schulmedizin besteht, daß es vielmehr ganz von der Art der Erkrankung abhängt, wann man arzneilich behandeln soll und wann es nicht empfehlenswert ist. Der Leser lernt die wichtigsten Arzneistoffe selbst kennen und im Vergleich

dazu den Nutzen und die Gefahren der vielen Genußmittel, die der Kultur Mensch nun einmal nicht vollkommen entbehren kann, z. B. des Alkohols, Tabaks, Kaffees, Tees usw. Besonders angenehm berührt es, daß wir aus den Ausführungen stets entnehmen können, in wie weit die erwähnten ärztlichen arzneilichen Maßnahmen auf fest gegründeten wissenschaftlichen Unterbau aufgebaut sind und wo borerst die Grenzen unseres Wissens stehen.

„Soziale Volksbibliothek.“ Im Volksvereinsverlag in M.-Gladbach sind die folgenden billigen Schriften erschienen: Die Pflege des Standesbewußtseins und des Gemeinfinns im Handwerk. Die sozialen Wahlen nach der Reichsversicherungsordnung. Wehrvorlage und Wehrbeitrag. Die roten Volksbeglader auf dem Lande. Die Besitzsteuer von 1913.

Im Veritas-Verlag, Berlin-Wilmersdorf, ist Romulus Steinke „Wehrbeitrag“ erschienen.

Zeitschriftenchau.

Die „Nationale Rundschau“, Zeitschrift für deutsches Geistesleben (Herausgeber: M. Rogge, Verlag: Georg Bornika, Berlin-W.), bringt in ihrem vorliegenden 2. Heft wiederum eine recht glückliche Zusammenfassung verschiedener Beiträge aus Federn hervorragender Persönlichkeiten. Eine „Rundschau über die Nation“ leitet, wie im 1. Heft, die Artikelserie ein. Der beliebte Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche Walther Ritbad-Etahn bringt sodann eine warm empfundene Betrachtung über die diesjährige „Kriegsweihnacht“. Der bekannte Kenner des Islams und der politischen und militärischen Verhältnisse im Osmanenreiche, Generalleutnant z. D. Imhoff Pascha behandelt in einem längeren Artikel das aktuelle Thema „Die Türkei seit dem Ausbruch des Weltkrieges“. Hieran schließt sich ein zeitgemäßer Beitrag „Rumaniens Entscheidung“ von dem Herausgeber der Zeitschrift Marcello Rogge. Paul Dehn äußert sich in einem kurzen aber temperamentvollen Aufsatz über den „Todeskampf des Panlawismus“ und Dr. Borkowski, Leiter eines großen bakteriologischen Institutes, wagt sich mit den wichtigsten „Kriegsfeinden“ und ihrer Bekämpfung bekannt zu machen. Ein Brief des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg an Oberleutnant z. D. Kochhammer über dessen im 1. Heft der Zeitschrift erschienene Hindenburg-Statue rortte zwei Zeitgedichte beschließen den Inhalt dieses Heftes.

„Deutscher Soldatenhort“, Kriegsausgabe, illustrierte Zeitschrift für das deutsche Heer und Volk. Auch der „Deutsche Soldatenhort“ (Verlag von Karl Siegmund, Berlin, Dönhauer Straße 13) hat mobil gemacht und als Kriegsausgabe ist er zum Kriegsblatt geworden. In ununterbrochener 24stündiger Friedensarbeit hat der Deutsche Soldatenhort die ihm bei seiner Gründung von Männern wie Nolte, Waldersee, Verdy du Vernois gestellte Aufgabe: Steigerung nationalen Geistes, Förderung unentwegter Liebe und unwandelbarer Treue zu Kaiser und Reich dauernde Erhaltung und Befestigung christlich deutscher Gesittung und Denkmäße gelöst. Gefördert durch das Interesse des Kaisers, von allen deutschen Kriegsministerien und zahlreichen Zivilbehörden warm empfohlen, in den Kasernen und in der Familie weit verbreitet, hat der „Deutsche Soldatenhort“ zu seinem Teil mitgewirkt, unser Heer schlagfertig, unser Volk aufopferungsfähig zu machen. Wie schon bisher der „Deutsche Soldatenhort“ ein Band bildete, das Heer und Volk vereinte, so soll nun in der Kriegszeit die Kriegsausgabe des „Deutschen Soldatenhorts“ ein Bindeglied zwischen unseren Truppen im Felde und in der Heimat werden. Er füllt den Kreis der unterhaltenden Erzählungen und Schilderungen wie der belebenden Aufsätze ein und wird in Wort und Bild über alles berichten, was augenblicklich Herz und Sinn unseres Volkes auf dem Kriegspfad bewegt und erfüllt. So wird der „Deutsche Soldatenhort“ eine fortlaufende, alles umfassende Geschichte des deutschen Erhaltungskrieges werden, den gegenwärtigen und den zukünftigen Geschlechtern ein lebendiges Bild aus Deutschlands atöchter Zeit, seines gewaltigen Ringens um Sein oder Nichtsein geben. Zur Erfüllung der dem Deutschen Soldatenhort gestellten Aufgabe steht der große Stab bewährter Mitarbeiter, zu denen neue hinzutreten, bereit.

Die Zeitschrift „Der Tropenpflanzer“, Organ des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, bringt an erster Stelle eine Arbeit von Dr. Hermann Schrad (Groß-Gerau) über „Die geographische Verbreitung der Oelpalme“. Während die bisherigen Arbeiten über die Oelpalme mehr oder weniger der Absicht entsprungen sind, durch Anleitung zu ihrer Kultur eine Steigerung der Gewinnung der Oelpalmenprodukte hervorzuheben und mehr die landwirtschaftliche Seite berühren, hat sich der Verfasser in dieser Arbeit, einer Dissertation, die Aufgabe gestellt, aus einer umfangreichen Reiseliteratur und anderen Schriften die geographische Verbreitung der Oelpalme festzulegen. Außer dem Schluß des Aufsatzes „Straußenzucht und Straußenfeder-Handel in Südafrika und anderen Ländern“ von H. Sinke-Berlin, enthält die Nummer kleine Abhandlungen über Rantbot-Kautschuk, die wichtigeren Kulturen in Tschon im Jahre 1913, über Heuschreckenbekämpfung u. a., sowie eine Menge kleinerer Notizen aus dem Gesamtgebiete der tropischen und subtropischen Agrikultur und handelsstatistische Angaben.